Besprechungen.

Weller, Karl, Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit. (Württ. Kirchengeschichte, herausgegeben vom Calwer Verlagsverein Bd. I) 1936. Calwer Verlagsbuchhandlung Stuttgart. XII und 372 S. Großoktav. Kart. 9 RM., in Leinen 10.80 RM.

Nachdem von der im Erscheinen begriffenen, jetzt auf 5 Bände verteilten Neubearbeitung der württ. Kirchengeschichte der von Julius Rauscher verfaßte 3. Band über die Reformationsgeschichte (besprochen im Jahrgang 1934 dieser Zeitschrift S. 122 ff.) vor zwei Jahren herausgekommen ist, folgt nun erfreulich rasch der die Anfänge und die ersten sieben Jahrhunderte bis 1268 behandelnde 1. Band. Er ist nicht eine neue Auflage der für ihre Zeit (1893) und den damaligen Stand der Forschung vorzüglichen Arbeit von Gustav Bossert, sondern ein neues, nach Forschung und Darstellung durchaus selbständiges, an Umfang auf das Doppelte angewachsenes Werk. Man darf von Glück sagen, daß gerade Karl Weller die schwierige und mühevolle Aufgabe übernehmen konnte; kein Zweiter hätte sie mit solcher Beherrschung der Quellen und Probleme, wissenschaftlichen Gediegenheit und Vielseitigkeit zu lösen vermocht.

Auf die Berechtigung einer württembergischen Kirchengeschichte des frühen und hohen Mittelalters, also unter Beschränkung auf die Grenzen des heutigen Württembergs, kommt der Verfasser im Vorwort zu sprechen. Man kann in der Tat die Frage aufwerfen, ob das so gestellte Thema sich als Gegenstand eines höheren Ansprüchen genügenden Geschichtswerks eignet. Das Gebiet, das wir heute Württemberg nennen, bildete in jenen Zeiten noch keinerlei Einheit. Der Norden gehörte zu Franken, die Mitte und der Süden zu Schwaben. Aber der schwäbische Hauptteil umfaßte nicht das ganze Herzogtum Schwaben, nicht einmal immer seinen Schwerpunkt. Kirchlich stellte das Gebiet nicht einen zusammenhängenden Sprengel dar, sondern war an fünf Bistümer aufgeteilt. Die Klöster ersten Rangs der Frühzeit, wie St. Gallen, Reichenau, Lorsch u. a., lagen außerhalb seiner Grenzen. An führenden Männern des kirchlichen und kulturellen Fortschritts war es arm. Nur ein einziges Mal und auch da nicht für lange wurde die Abtei Hirsau im württembergischen Schwarzwald ein Mittelpunkt der kirchen- und weltgeschichtlichen Bewegung. Es liegt auf der Hand, daß diese Momente ein übersichtliches Zusammenordnen der lockeren Stoffmassen und eine in sich geschlossene Darstellung erschweren. Aber wir sind froh, daß sie den Verfasser nicht abgehalten haben, das Buch zu schreiben. Die Bedenken werden weit überwogen nicht nur durch das aller landesgeschichtlichen Forschung innewohnende Eigenrecht, sondern auch dadurch, daß es sich hier um Kirchengeschichte handelt. Die Einheit der mittel-

alterlichen Kirche gewährleistet, wie mit Recht hervorgehoben wird, die Einheitlichkeit der einzelnen Erscheinungen. Der universale Charakter der abendländischen Kirche bewirkt, daß dem Zerstreuten der höhere Zusammenhang nicht verloren geht und daß im Kleinen das Große, im Begrenzten das Weltweite sich spiegelt. Ferner kommt es auch der gesamtdeutschen Geschichtschreibung zustatten, wenn ein bestimmtes Gebiet mit Hilfe des ganzen erhaltenen Überlieferungsmaterials durchforscht wird, und hiefür liegen in Württemberg die Bedingungen so günstig wie nicht leicht anderswo, weil hier die Quellen, namentlich die Urkunden, vollständig gesammelt und zugänglich gemacht sind.

Der Verfasser war für seine Aufgabe dadurch besonders gut ausgerüstet, daß er außer von der Kirchengeschichte auch von der profanen eine umfassende, auf eigenen, zum Teil bahnbrechenden Untersuchungen beruhende Kenntnis besitzt. Die Kirche war zu jenen Zeiten mit den politischen Mächten und staatlichen Einrichtungen so eigenartig und so innig verschlungen, daß man nicht eines ohne das andere verstehen und darstellen kann. Wir finden daher den einzelnen Perioden, in die das Buch zerlegt ist, einen Abriß der zugehörigen stammes-, reichs- und weltgeschichtlichen Ereignisse vorausgeschickt oder eingewoben. Einige Hauptabschnitte sind ganz den Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche gewidmet, so die inhaltsreichen Schilderungen des Investiturstreits und des Kampfs der Kurie mit den letzten Staufern. Die Spannung zwischen sacerdotium und regnum bzw. imperium war ja überhaupt eine der stärksten Triebkräfte der mittelalterlichen Geschichte, und zwar von sehr frühen Zeiten an; es hätte daher meines Erachtens schon die Romanisierung der deutschen Kirche durch Bonifatius, die päpstliche Mitwirkung bei der Erhebung Pippins zum fränkischen König, die Kaiserkrönung Karls des Großen durch Leo III. noch deutlicher unter den Gesichtspunkt gestellt werden dürfen, daß schon hier die Keime des erst mit der Vernichtung der deutschen Kaiser- und Königsmacht endigenden Konflikts gelegt wurden. Im übrigen bin ich mit dem Verfasser ganz einig, daß hüben und drüben gefehlt wurde, daß auch das Reich der Kirche nicht immer gegeben oder gelassen hat, was der Kirche war, daß die auf Jahrhunderte hinaus maßgebende Ordnung Ottos des Großen, durch welche die Bistümer zu den Hauptstützen der Reichsgewalt gemacht wurden, einen schweren Schaden in sich trug, indem sie die Herrscher zwang, die hohe Geistlichkeit vorwiegend nach dem staatlichen Interesse auszuwählen und ihren religiösen, seelsorgerlichen Pflichten zu entziehen; allerdings hat dann die Kirche durch die Politik eines Gregor VII. und Innocenz III. und IV. ihr Schuldkonto dem Staat gegenüber noch viel schwerer belastet.

Die jahrzehntelange Beschäftigung mit den Urkunden und seine Vertrautheit mit dem Geist der Chroniken, Legenden, Lebensbeschreibungen usw. hat den Verfasser feinfühlig gemacht für die Unterscheidung der zuverlässigen und gefälschten oder tendenziös gefärbten Bestandteile der Überlieferung. Im ganzen neigt er zu einer konservativen Haltung und ist rascher Verwerfung abhold; überzeugend weiß er an vielen Stellen aus getrübten und verworrenen Nachrichten den glaubwürdigen Kern herauszuschälen und für die Geschichte zu retten.

Den in der Vorrede ausgesprochenen Grundsatz, daß das Buch nur der ge-

schichtlichen Wahrheit dienen soll und keiner Richtung, keinem Bekenntnis zulieb oder zuleid geschrieben ist, bestätigt der Inhalt vollauf. Die Stellung und der Ton sind rein sachlich. Auf wissenschaftliche Polemik wird ganz verzichtet, stillschweigend aber manches berichtigt oder zurechtgerückt. Bei der Würdigung der Personen und Taten tritt die Bemühung um ein gerechtes, ruhig abgewogenes Urteil wohltuend hervor. Verdienst und tüchtige Leistung wird gerne anerkannt. Da und dort scheint mir die Beurteilung eher zu günstig auszufallen. Von Heinrich IV. ist (S. 149) gesagt, daß er den Kampf „scharfen Geistes, umsichtig ... und mit zäher Tatkraft" durchgeführt habe. Die Zähigkeit im Verfechten seiner königlichen Rechte wird ihm niemand absprechen, an seiner Geistesschärfe und Umsicht läßt aber doch z. B. die im Jahr 1076 von ihm ausgesprochene Absetzung Gregors, die eine völlige Verkennung des Gegners und der Macht des damaligen Papsttums verrät, oder die Unvorsichtigkeit, mit der er im Jahr 1105 als älterer, gewitzigter Mann seinem Sohn in die Falle ging, ernstlich zweifeln. Auch in der Charakterisierung Wilhelms von Hirsau (S. 171 und sonst) scheinen mir die Lichtseiten etwas zu stark vorzuwiegen. Gewiß war er eine überragende Persönlichkeit mit großen Eigenschaften und Geisteskräften. Aber daneben fehlen auch kleine und düstere Züge nicht. Die Zusätze, die er bei der Abfassung seiner Klosterordnung (Constitutiones Hirsaugienses) zu den ihm als Vorlage dienenden Gewohnheiten von Cluni gemacht hat, lassen vielfach einen kleinlichen und engherzigen Sinn erkennen und die ebenfalls von ihm hinzugefügte (auch in dem Buch S. 177 angeführte) Vorschrift, daß bei der Bestrafung eines unbotmäßigen Mönchs jedes Mitleid des Abts, jedes Erbarmen der älteren Brüder zu schweigen habe und die körperliche Züchtigung bis zur Willensbrechung des Schuldigen fortzusetzen und zu steigern sei, bekundet eine Härte des herrischen Mannes, die zu dem Fanatismus stimmt, den Hirsau im Kampf gegen Heinrich IV. bewiesen hat.

Das Buch ist ungemein reichhaltig. Es umspannt die Geschehnisse und das Zuständliche, die allgemeinen Verhältnisse wie die Einrichtungen und Anstalten der Kirche, Recht und Wirtschaft, Literatur und Kunst. Eine gewaltige Stoffmenge ist mit unermüdlichem Fleiß und weit ausgedehntem, sicherem Wissen verarbeitet. Die Ausführlichkeit der Darstellung hängt natürlich davon ab, ob die Quellen ergiebiger oder spärlicher fließen. Im allgemeinen ist, wie schon gesagt, die völlige Ausnützung der Überlieferung angestrebt. Dieser Grundsatz führt zuweilen tief ins Detail. Wem hier zu viel des Guten getan scheint, der möge nicht übersehen, von welchem Wert es ist, daß man hier einmal wirklich alles einigermaßen Bedeutsame, so gut es die heutige Wissenschaft bieten kann, beisammen hat. Jeder, der es unternimmt, über württembergische Kirchengeschichte des Mittelalters zu arbeiten, sollte das Buch vorher durcharbeiten. Auch dem Kundigen hat es viel zu sagen und ist es ein unentbehrliches Nachschlagewerk. Die eingehende Behandlungsweise macht es zu einer Fundgrube für Ortschroniken, Heimatbücher und dgl. Die Benützung erleichtert das genaue Namen- und Sachverzeichnis, in den zahlreichen Anmerkungen wird das einschlägige neuzeitliche Schrifttum sorgfältig aufgeführt und — was mancher besonders schätzen wird — der griechische oder lateinische Wortlaut der wichtigsten Quellenbelege mitgeteilt.

Etwas über die Hälfte des Werks handelt von Klöstern und verwandten geistlichen Siedlungen. Das entspricht ihrer im Verhältnis zur Kleinheit des Landes ungewöhnlich hohen Zahl, ihrer Bedeutung und dem Reichtum der von ihnen hinterlassenen Quellen. Was wüßten wir überhaupt von der mittelalterlichen Geschichte Württembergs ohne die Klöster? Zieht man von der Gesamtüberlieferung das ab, was aus ihren Schreibstuben hervorgegangen oder durch ihre Vermittlung an Urkunden und sonstigem geschichtlichen Material auf uns gekommen ist, der Rest wäre erschreckend gering. Die zwei wichtigsten Klöster sind Ellwangen und Hirsau. Die Gründungs- und Frühzeit Ellwangens erfährt eine durch die Weite des historischen Blicks und die Selbständigkeit in der Deutung der Quellen ausgezeichnete Untersuchung. Mit gleicher Gründlichkeit wird Hirsau, das sich in den letzten Jahrzehnten der besonderen Vorliebe der Forschung erfreuen durfte, behandelt; von der Hirsauer Klosterbewegung erhalten wir ein volles, eindrucksstarkes Bild. Aber auch die kleineren und kleinsten Klöster und Stifte kommen zu ihrem Recht; soviel ich sehe, ist keines übergangen.

Eine dringliche, aber mit Behutsamkeit anzufassende Frage der älteren Kirchengeschichte ist die nach der Volksfrömmigkeit, nach dem tieferen Erfassen des Christentums durch hoch und nieder, Geistliche und Laien. Der Verfasser hat sie von Anfang an im Auge und verfolgt sie durch die einzelnen Perioden und Stufen. Freilich ist hierüber die Überlieferung, namentlich aus den ersten Jahrhunderten, begreiflicherweise sehr spärlich und lückenhaft. Der Wunsch, jenen längst hingegangenen Geschlechtern ins Herz zu sehen, muß weithin unerfüllt bleiben. Welch ungeheure innere Schwierigkeiten und in dem Lebensgefühl und der Grundgesinnung der Germanen liegende Hemmungen die Kirche zu überwinden hatte, um die dem Namen nach Bekehrten zu Christen, die mit einigem Recht so heißen konnten, zu machen, mag man wenigstens ahnen, wenn man aus Büchern wie etwa Andreas Heuslers „Germanentum" (Heidelberg 1934) den himmelweiten Abstand zwischen der christlichen und der germanischen Gedankenwelt und Sittlichkeit kennen lernt. Und auch als aus Germanen Deutsche geworden waren, lebte lange der alte Geist noch fort. Lese ich daraufhin die Mönchsregel des hl. Benedikt, so will es mir fast wie ein Wunder erscheinen, daß auf deutschem und auch auf schwäbischem Boden bereits im 8. Jahrhundert Benediktinerklöster gegründet worden sind. Was mag die Mehrzahl der nur aus dem Adel stammenden damaligen Mönchsscharen der Reichenau oder Ellwangens verstanden oder empfunden haben, wenn ihnen die Kapitel 4—7 der Regel vorgeführt und sie auf ihre Einhaltung verpflichtet wurden? (Von hier aus begreift man besser die Einrichtung der dem Kloster geopferten Kinder, da diesen von klein auf die neue Gesinnung eingepflanzt werden konnte.) Und wie mag erst die Christlichkeit der Laienaristokratie beschaffen gewesen sein, vom gemeinen Mann ganz zu schweigen! Hier ist, vielleicht für immer vieles dunkel. Was irgend ein, wenn auch schwaches Licht verbreiten kann, verdient Beachtung. Der Verfasser hat recht daran getan, das Heiligenwesen genauer zu behandeln und uns die Legenden von der hl. Regiswindis, von Hariolf, Walderich u. a. mitzuteilen. Epochemachend war auch in dieser Hinsicht die cluniazensische Reformbewegung, die überhaupt den Wendepunkt

des Mittelalters darstellt. Sie hat dem Mönchtum und Klerus einen ernsteren, allerdings fremdländischen Geist eingehaucht, dem Papsttum Ziel und Weg zur Beherrschung der Welt gewiesen und auch die Laienfrömmigkeit stark beeinflußt. Das durch die Cluniazenser und Hirsauer heraufgeführte asketische Zeitalter wurde um 1150 abgelöst durch die Ritterzeit, die Periode der Staufer von Barbarossa bis Konradin. Das Pendel schwang zurück, die „Welt" forderte wieder ihr Recht. (Nebenbei bemerkt: der Satz S. 240, die Kirche habe in den auf den Investiturstreit folgenden 1½ Jahrhunderten dem Staat gegenüber das entschiedene Übergewicht gehabt, bedarf der Einschränkung; der Verfasser sagt selbst S. 245, daß unter Barbarossa die päpstliche Herrschaft diesseits der Alpen aufhörte, und hebt S. 247 richtig hervor, daß demselben Kaiser eine großartige Säkularisation kirchlichen Besitzes gelang, was natürlich eine große Vermehrung seiner Macht bedeutete.) Zwischen dem vorwiegend weltlich gerichteten Ritterideal, das den gesamten Adel völlig beherrschte, und den Forderungen der kirchlichen Ethik mußte in den Gemütern mindestens der tiefer angelegten Naturen eine neuartige Spannung entstehen. Dieser Punkt ist in dem Buch zu kurz gekommen. Einige Auskunft gibt die Ritterdichtung, auch die des S. 335 gestreiften Schwaben Hartmann von Aue. Sie lehrt, daß die Zeit das Problem gesehen und gefühlt hat und daß sie für möglich, ja für die erste Lebensaufgabe des vollkommenen Ritters hielt, beiden Forderungen gerecht zu werden. „Wer Gott und die Welt behalten kann, der ist ein seliger Mann", heißt es im Freidank. Am ernstlichsten hat sich Wolframs von Eschenbach tiefer und weiter Geist mit dem Problem auseinandergesetzt, das geradezu als der Leitgedanke seines Parzival bezeichnet werden kann. Er steht auf demselben Standpunkt wie Hartmann und der Dichter des Freidank, wenn er mit den bekannten Versen (nach der Übersetzung von Wilhelm Hertz) schließt:

Wes Leben so sich endet, daß er Gott nicht entwendet
Die Seele durch des Leibes Schuld und er daneben doch die Huld
Der Welt mit Ehren sich erhält, der hat sein Leben wohl bestellt. —

Der Druck ist sehr sorgfältig überwacht, um die Nachprüfung der Quellenstellen und Literaturnachweise hat sich Herr F. Pohlhammer verdient gemacht. Möge das vortreffliche, gediegene, an neuen Aufschlüssen und Beleuchtungen reiche Werk fleißig gelesen und studiert werden! Die schwäbische und die deutsche Geschichtschreibung ist Karl Weller für seine wertvolle Gabe herzlichen Dank schuldig. Adolf Mettler.

Leube, D. Dr. **Martin**, Dekan in Kirchheim u. T., **Die Geschichte des Tübinger Stifts.** Dritter Teil. Von 1770 bis zur Gegenwart. (Blätter für württembergische Kirchengeschichte, hsg. von D. Dr. J. Rauscher, Dekan in Heilbronn.) Chr. Scheufele Verlag, Stuttgart 1936, 408 S.

Der Band umfaßt die Zeit von 1770 bis 1815 und dann die weniger ausführlich behandelte von 1815 bis zur Gegenwart. Die ersten Jahrzehnte kann man als eine besondere Blütezeit des Stifts bezeichnen; die Tübinger Studierenden bestanden damals fast nur aus Stiftlern, während die Universität als Ganzes, zumal auch wegen des Wettbewerbs der Karlsakademie, darnieder-

lag. Herzog Karl wählte als Lehrer für diese mit Vorliebe die jungen Aufsichtslehrer des Stifts, Repetenten. Damals hatte das Stift einen ausgezeichneten Ephorus in dem Orientalisten Schnurrer. Eine Reihe hervorragender Männer ging in jenem Zeitraum aus ihm hervor: man könnte neben den Hölderlin, Hegel und Schelling auch sonst nicht wenige nennen, die sich europäischen Ruf erworben haben. Freilich vollzog sich die geistige Entfaltung der Begabten weit mehr durch das Ausweiten des geistigen und politischen Gesichtskreises der Zeit überhaupt und durch literarische Einflüsse als unter der Einwirkung der philosophischen und theologischen Lehrerschaft. Das Stift, in dem sich Einfachheit der Lebenshaltung mit Kraft und Regsamkeit des Geistes und mit Tiefe der Gemütswelt verband, gestaltete nicht bloß stark das schwäbische Wesen mit, aus ihm ergoß sich auch ein frischer Born geistigen Lebens weit hinaus ins deutsche Volk. Von Anfang an wurden in ihm nicht nur die künftigen Pfarrer, sondern auch die Lehrer an den höheren Schulen herangebildet. Neben den Altwürttembergern standen damals als ein etwas fremder Bestandteil die französischen Mömpelgarder, die mit dem Ende des 18. Jahrhunderts ausgeschieden sind. Die Zucht im Stift war wohl für manchen freiheitliebenden Jüngling drückend, aber keineswegs überstreng. Das fünfjährige Studium gewährte dem Stiftler der Zeit die Möglichkeit, sich eine gründliche Bildung zu erwerben, ja seine besonderen geistigen Fähigkeiten und Neigungen in weitem Umfang zum Wachstum zu bringen. Manche äußeren Gebrechen und innere Hemmungen der Anstalt wurden durch die Reform der Jahre 1788—1800 behoben. König Friedrich unterstellte das Stift der Oberstudiendirektion, was im Lauf des Jahrhunderts für die Stiftsvorstände manche Reibung im Gefolge hatte. 1821 wurde die längst veraltete allgemeine Erlangung der Magisterwürde aufgehoben. Ein Hauptschlag der staatlichen Macht erfolgte im Jahr 1829, als gegen den Willen des Stiftsinspektorats die Studienzeit der Stiftler, um zu sparen, von fünf Jahren auf vier verkürzt wurde, was im Grund die überragende Kraft der Stiftsbildung aufgehoben hat; immerhin hat sich der ernste, freie, dem Fanatismus abholde Charakter des württembergischen Pfarrstands, wie er sich wesentlich aus dieser hohen Bildung ergeben hatte, bis in die Gegenwart zu erhalten vermocht. Gleichzeitig war zu besserer Ausscheidung Ungeeigneter die Konkursprüfung eingeführt worden. Mit dem Aufblühen der Tübinger Universität im 19. Jahrhundert wurden die Insassen des Stifts auf eine verhältnismäßige Minderheit unter den andern Studierenden beschränkt und natürlich immer stärker von deren Sinn und Gehaben beeinflußt. Dies zeigte sich im Eindringen der Kneipgeselligkeit, in der Bildung vorwiegender Stiftsverbindungen besonders während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die freilich unter der übrigen Studentenschaft ihren eigentümlichen Charakter und ihre besonderen Vorzüge wahrten. Der übrigens auch für die frühere Zeit übertriebene Vorwurf der Formlosigkeit und Weltabgewandtheit der Stiftler war nun vollends nicht mehr berechtigt. Bemerkenswert ist eine pietistische Gruppe, die in den Jahren 1815—1840 hervortritt: manche der Stiftstheologen widmeten sich mit großer Opferwilligkeit der äußeren und inneren Mission, jedenfalls gewannen ihre Mitglieder in der württembergischen Kirchenleitung starke Geltung. In der neueren Zeit schieden die künftigen Lehrer an den

höheren Schulen aus dem Stift aus. Natürlich waren die Studierenden vielfach von den Zeitströmungen, zumal dem Wandel ihrer Wissenschaft, abhängig; sie haben im Eifer nicht immer die Zeitbedingtheit jeder Theologie erkannt. Wenn man neuerdings ein Zurückweichen des geschichtlichen Sinns, zumal auch in der Bibelwissenschaft, verspürt hat, so möge das eine vorübergehende Erscheinung sein.

Diese neuere Geschichte des Stifts wird mit viel aufgewandtem Fleiß und großer Sachkenntnis in dem Bande dargestellt. Leube hat ihn der Evangelisch-theologischen Fakultät zur Feier des vierhundertjährigen Bestehens des Stifts gewidmet. Vielleicht entsprang dem Wunsche, das Werk bis zu diesem Zeitpunkt vorlegen zu können, eine gewisse Ungleichmäßigkeit der stofflichen Ausführung, zumal im zweiten Teile des Bandes: nicht weniges hätte kürzer gefaßt werden dürfen, während man wieder Notwendiges vermißt: so fehlt eine, wenn auch kurze Schilderung und Charakteristik mancher Ephori; Gustav Öhler z. B., eine scharf umrissene Persönlichkeit, der 1852 bis 1872 die Anstalt geleitet hat, wird nur flüchtig erwähnt. Auch sonst hätte man eine feinere und selbständigere Durcharbeitung der Form (im höheren Sinn) gewünscht. Der Verfasser klebt noch allzusehr an den Akten, die natürlich oft ganz Nebensächliches wichtig nehmen, am geschichtlich Wesentlichen aber nur allzu oft vorbeigehen. Überausführliche, wenn auch an sich wertvolle Zitate aus den zahlreichen Lebensbeschreibungen oder Selbstbiographien früherer Stiftler unterbrechen die Darstellung, wo man lieber die schriftstellerische Formung und das wohlabgewogene Urteil des Autors selbst, natürlich nach gründlichem Durcharbeiten und Ausschöpfen dieser gesamten Literatur, lesen würde. Im ganzen aber freuen wir uns, daß Württemberg mit dem dritten Band des damit abgeschlossenen schönen Werks die so lange fehlende Geschichte des Tübinger Stifts nun erhalten hat, und beglückwünschen seinen Schöpfer zu dieser Leistung, die reiche Anerkennung und warmen Dank verdient. Karl Weller.

Fuchs, Walther Peter, Die deutschen Mittelstaaten und die Bundesreform 1853—1860 (= Historische Studien, hrsg. von E. Ebering. H. 256). Berlin. Ebering. 1934. XII u. 191 S.

Bachteler, Kurt, Die öffentliche Meinung in der italienischen Krisis und die Anfänge des Nationalvereins in Württemberg 1859. Tübingen. 1934. 64 S.

Rath, Julie, Württemberg und die Schleswig-Holsteinische Frage in den Jahren 1863—1865. Bühl i. B. 1935. XVI u. 128 S.

Wolz, Walther, Württemberg im Bundesrat unter dem Ministerium Mittnacht. Schramberg. 1935. VIII u. 92 S.

Dissertationen zu besprechen ist keine ganz leichte Aufgabe. Die Hauptsache für den Doktoranden ist schließlich, daß er selbst bei dieser ersten Bewährung seiner Kräfte etwas gelernt hat, für die Wissenschaft, daß sie dabei irgendwie gefördert wurde. Wenn der Name des neuen Doktors — wie heute oft — mit

seiner Dissertation wieder völlig aus der Wissenschaft verschwindet, so ist das meist die schärfste nachträgliche Selbstkritik an der Ehrlichkeit der mit diesem Schritt übernommenen Verpflichtung. Der Rezensent, der dem Hochgefühl des Verfassers nach vollbrachter Tat doch selten Genüge tun kann, wird, wenn er nicht den Raum zu sehr eingehender Würdigung hat, deshalb unter Beschränkung auf Nennung und einige Bemerkungen meist der zukünftigen Bewährung das Wort lassen dürfen. Die Dissertationen von W. P. Fuchs und J. Rath verdienen als solche wie die im Jahrgang 41 (1935), S. 184 ff., angezeigten von Griewank und Hellwag, mit denen sie sich zeitlich und in einigen Punkten auch sachlich berühren, alles Lob. Fuchs, der die Vertiefung in seinen Gegenstand durch Stellung weiterer Aufgaben für sich selber bezeugt (S. 56, 62), stellt in den Mittelpunkt seiner fleißigen Arbeit (kurzes Resumé S. 185) den Freiherrn von Beust. Er bringt aber bei der Schilderung der von diesem aufs stärkste beeinflußten, Württemberg einschließenden mittelstaatlichen Gesamtpolitik auch manchen Beitrag speziell zur württembergischen Geschichte (u. a. S. 27 f., 30, 54 ff. und 67 [Gustav Diezel], 96, 136, 146, 172, 175, 180). Er versteht es, ebensogut die Politik der Kabinette wie gelegentlich die öffentliche Meinung (S. 54 ff.) klar herauszuarbeiten. Ein klein wenig mehr von der Treitschke'schen Bewegtheit (S. 189) wäre ab und an nicht schädlich. Wie er, bietet J. Rath eine sorgfältig aus den Akten gearbeitete, gut und schlicht geschriebene Darstellung. Sie dürfte vielleicht ab und an die Haltung einzelner Staaten noch etwas weitergreifend begründen. Aber was sie bietet, ist solid. Sehr gut ist die die württembergische Politik und die des Deutschen Bundes wie in eisernen Klauen haltende Politik des Löwen Bismarck geschildert. v. Hügels Selbständigkeit (vgl. Griewank) ist im letzten Lebensjahr König Wilhelms I. größer als sonst. Der greise König, der den Außenminister deshalb hätte fallen lassen, wenn er sich einen andern zu finden noch getraut hätte, sah im Grund oft tiefer als dieser. Seine letzte Äußerung über Schleswig-Holstein (28. April 1864), zwei Monate vor seinem Tode, beide Fürstentümer seien an Preußen abzutreten (S. 77), darf bei einer Gesamtcharakteristik nicht vergessen werden, wenn auch ebenso nicht zu übersehen ist, wie oft in seinem Leben die kluge, Gesamtdeutschland umfassende Einsicht des Königs durch Tagesärger, Tageslagen und -bedürfnisse und berechtigte wie unberechtigte Sorge für die Werte des eigenen Staates wieder verdunkelt wurde. Das Eintreten Varnbülers an Hügels Stelle nach Wilhelms I. Tod, sein Verhältnis zu v. d. Pfordten, über den eine große Arbeit von Eugen Franz zu erwarten steht, und die heute wieder belangreiche Einbeziehung des Erwerbs der Hohenzollernschen Lande in die württembergische Politik geben dem Schluß der Arbeit weiterhin Farbe und Leben. Mit einem Hinweis müssen sich die Arbeiten von Bachteler und Wolz hier begnügen. Die erstere, die in der äußeren Form der Quellennennung nicht befriedigt, ist bei dankenswerter Herbeischaffung von Material Vorarbeit zu einer Darstellung geblieben. Die letztere wird der Betrachter der Geschichte Württembergs von 1871—1900 als Wegweiser durch die Bundesratsverhandlungen mit Bezug auf Württemberg gern zur Hand nehmen.

Hermann Haering.

Die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg, herausgegeben vom württembergischen Landesamt für Denkmalspflege. **Kreis Riedlingen,** bearbeitet von W. v. Matthey und H. Klaiber. 260 S. mit 196 Abbildungen. Stuttgart und Berlin 1936. Preis geheftet 12 RM.

Im Vorwort ist bemerkt, daß diese Lieferung den Abschluß der bisherigen und zugleich den Beginn einer neuen, im ganzen Reich nach einheitlichen Richtlinien und in rascherer Folge durchzuführenden Bestandsaufnahme bildet und daß künftighin im Jahr zwei Kreise erledigt werden sollen. Das neue Gesicht des Werks wird sich ganz erst in der nächsten Lieferung zeigen, die hier vorliegende stammt annähernd zur Hälfte noch von dem altbewährten, durch Sachkenntnis und Sorgfalt rühmlich bekannten Mitarbeiter am Inventar und an den Oberamtsbeschreibungen, Professor Dr. Hans Klaiber. Die Bestandsaufnahme des übrigen Teils des Kreises, die Einleitung und Kunststatistik, sowie die endgültige Fassung des Textes hat eine neue Kraft, Dr. W. v. Matthey, übernommen, die Zeichnungen hat Architekt Otto Scheidgen beigesteuert. Zur Ergänzung ist die zweite Auflage der Beschreibung des Oberamts Riedlingen (1923) heranzuziehen, die eine ausführliche, mit Abbildungen und Karten ausgestattete Darstellung der Vor- und Frühgeschichte von der Meisterhand Gößlers enthält.

Der unter den württembergischen Kreisen (Oberämtern) zu den größeren zählende Bezirk weist, wenn auch der mittelalterliche Bestand stark gelichtet ist und Schöpfungen ersten Ranges fehlen, doch einen recht ansehnlichen Kunstbesitz und darunter eine Anzahl hochwertiger Werke auf. Das finden wir nun alles hier pünktlich zusammengestellt, schön illustriert und dem Zweck der Inventarisation entsprechend dargestellt und erläutert. Das stattliche Heft ist nicht nur ein unentbehrliches Hilfsmittel des wissenschaftlichen Forschers; richtig ausgemünzt soll der hier gesammelte Schatz auch eine Quelle der Belehrung, der Weckung und Belebung des Kunstgefühls und der Stärkung des Heimatsinns im Volke werden.

Zeitlich liegt der Schwerpunkt des Vorhandenen, wie in der fast ganz katholischen Gegend nicht anders zu erwarten ist, im 18. Jahrhundert. Auftraggeber für künstlerisches Schaffen war in erster Linie immer die Kirche (voran die beiden klösterlichen Anstalten, das schon in der karolingischen Zeit gegründete Frauenstift Buchau und das dem 13. Jahrhundert entstammende Zisterzienserfrauenkloster Heiligkreuztal), dazu kam der Adel, der Burgen und Schlösser errichtete und in den Kirchen sich für würdige Grablegen sorgte; aber auch das Volk hat wenigstens aus der späteren Zeit uns reizvolle Erzeugnisse seines Geschmacks im Hausbau, in Kapellen, Bildstöcken und dgl. hinterlassen. In Riedlingen erfreut uns ein wohlerhaltenes altertümliches Stadtbild, und die Dörfer Altheim und Ertingen erinnern durch ihre über den Durchschnitt hervorragenden Kirchengebäude daran, daß sie einmal Mittelpunkte alamannischer Gaue gewesen sind.

Aus den älteren Zeiten bis zum Ende der Hohenstaufenherrschaft ist nicht viel auf uns gekommen. Immerhin gehören hieher die mindestens noch in das

11. Jahrhundert zurückreichende Krypta der Stiftskirche in Buchau, die erste Gruppe der Wandgemälde in dem nahen Kappel (12. Jhdt.) und die frühesten Bestandteile von Heiligkreuztal. Aus dem Zeitraum von da bis zum Dreißigjährigen Krieg seien hervorgehoben die Pfarrkirche von Riedlingen, die hochgotische Erweiterung der Klosterkirche in Heiligkreuztal mit dem schönen Chorfenster und einem Teil ihrer Ausstattung, die Pfarrkirche in Neufra mit den ausgezeichneten Grabmälern der Freiherren von Gundelfingen, der einen noch größeren Reichtum an Grabdenkmälern (der Familie v. Speth) bergende Chor der Kirche von Zwiefaltendorf und die Schlösser in Heudorf und Neufra. Einige Zeit nach dem großen Krieg regte sich neues Leben. Der Barockstil brachte, besonders im 18. Jahrhundert, durch Neuschöpfungen oder noch häufiger durch Umgestaltung des Älteren eine das Gesamtbild des Bezirks heute vorwiegend bestimmende Kunstblüte hervor, z. B. Altheim, Ertingen, Uttenweiler, Dietershausen. Schließlich schuf die in den Klassizismus umgeschlagene Entwicklung um 1775 das wohl bedeutendste Werk des Kreises, die von dem Baudirektor d'Ignard entworfene neue Stiftskirche in Buchau, die von Klaiber S. 70 f. treffend gekennzeichnet wird (vgl. auch die ausführliche Beschreibung und feinsinnige Würdigung des Baus in Klaibers Kunstführer: Stift und Stiftskirche zu Buchau, Augsburg 1929 S. 17 ff. und 32 f.). Adolf Mettler.

Untertürkheimer Heimatbuch. Mit 240 Bildern und Skizzen sowie fünf Karten. Herausgegeben im Auftrag des Bürgervereins Untertürkheim von dessen Vorsitzendem Johannes Keinath, Oberlehrer i. R. Druck der Buchdruckerei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart. 1935. 435 S.

Das Heimatbuch, von dem wir bereits den Beitrag P. Goeßlers im vorigen Jahrgang, Bd. LXI 1935 S. 354, erwähnt haben, ist uns nun nachträglich doch zugegangen mit der Bitte, es in den Vierteljahrsheften zu besprechen. Wir tun dies gern; denn der Band macht vor allem durch die Ursprünglichkeit der Anlage einen vortrefflichen Eindruck: er ist ganz aus den besonderen Verhältnissen des Orts herausgewachsen und hat daraus seine Eigenart erhalten. Untertürkheim, ein Urdorf von schwäbischen Ackerbauern, ist im Hochmittelalter mehr und mehr zur Weingärtnerortschaft geworden und dies bis zur Gegenwart vorwiegend geblieben. Die letzten fünf Jahrzehnte haben freilich das innere und äußere Bild stark gewandelt; das Dorf wurde immer mehr eine Vorstadt Stuttgarts und diesem 1905 eingemeindet; bedeutende Fabrikbetriebe haben sich zumal im Neckartal angesiedelt. In solcher Zeit des Übergangs das Alte festzuhalten, das Werdende nach Entstehung und Fortgang zu schildern stellt besondere Anforderungen, die aber gemeistert worden sind: jedem der zahlreichen Mitarbeiter ist weitgehende Freiheit zugestanden worden, und doch macht das Buch einen einheitlichen Eindruck. Es ist ein echtes Heimatbuch auch in der Hinsicht, daß es mit wenigen Ausnahmen von Männern verfaßt wurde, die Untertürkheim zur Heimat haben oder hier schon lang ansässig sind. Den naturwissenschaftlichen Teilen von Wilhelm Pfeiffer, Fritz Berckhemer, Jakob Huber und Karl Vollmer folgen die das menschliche Leben betreffenden Ab-

schnitte, die Ur- und Frühgeschichte des Untertürkheimer Bodens von Peter Goeßler, die Ortsgeschichte von der Gründung bis heute von Stadtpfarrer Joh. Lechler, eine chronikartige Zusammenstellung, die auf Grund jahrzehntelanger Sammelarbeit eine Menge einzelner Nachrichten bringt. Sehr wertvoll sind die Beiträge des Studienrats Dr. Walter Keinath von Heilbronn über Dorf und Markung, welche die zuständliche Kultur von Vergangenheit und Gegenwart sachkundig darstellen, und von Studienrat Wilhelm Zwicker in Cannstatt, der die alten Untertürkheimer Familien und ihre Herkunft nachweist und auch anziehend vom Altuntertürkheimer Dorfleben zu erzählen weiß. Die baugeschichtlichen Spuren hat Regierungsbaumeister Karl Elsässer untersucht, die noch neue Geschichte der Großindustrie der Volkswirt Paul Bleicher geschrieben. Der Herausgeber selbst, Johannes Keinath, spricht vom Weinbau, vom Handwerk und Gewerbe, vom Schulwesen, von den Vereinen, andere Herren schildern Eisenbahn, Post u. a. So ist durch planmäßiges Zusammenarbeiten und liebevolle Bemühung ein wertvolles Buch zustande gekommen, das gut unterrichtet und dem Herausgeber wie den Mitarbeitern und den Untertürkheimern überhaupt alle Ehre macht. Karl Weller.

Anzeigen.

1. Vor- und Frühgeschichte.

Carl Schuchhardt, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern. Verlag von R. Oldenbourg, München. 1936. Brosch. RM. 3.80.

Der schaffensfrohe Nestor der deutschen Altertumsforschung stellt auf 80 Tafeln (mit 338 Einzelnummern) im Anschluß an seine Vorgeschichte von Deutschland (s. diese Zeitschr. 1934, 290) ein Bilderbuch derselben zusammen. Darunter ist viel Neues und sogar Neuestes, und als erfahrener Ausgräber läßt er auch die Ausgrabungen in ihrem Fortschreiten sprechen. Ausgewählt sind meist grundlegende und einprägsame Beweisstücke, außer Gegenständen auch Grundrisse und Rekonstruktionen von Häusern, Siedlungen, Burgen und Gräbern unter Bevorzugung dessen, was durch Bauart oder Stil völkische Schlüsse zuläßt. Nicht weniges ist in Lebensgröße wiedergegeben. Unser württembergisches Material ist reichlich herangezogen, da es meist in Veröffentlichungen vorliegt. Es fehlt dabei nicht an kleinen Versehen. Die „Lorbeerblattspitze" aus Cannstatt, abgedruckt als Solutréform T. 5, 31, ist längst als neolithisches Werkzeug aus einem Grab erwiesen. Die Michelsberger Gefäße aus Hoheneck T. 20, 97 stammen nicht aus Gräbern, sondern aus Siedlungen. T. 65, 266 f. sind die zwei Fundorte „Gönningen" und „Deißlingen" umzustellen. Völkerwanderung und frühes Mittelalter sind sehr gut vertreten: Rydam, Thorsberg, Wollin-Vineta und Haithabu/Schleswig leuchten als Fundorte hervor. Die knappe Einleitung beantwortet die Frage, wie aus Germanien Deutschland geworden ist. Die Fassung des Textes unter den Abbildungen möchte man sich reichlicher denken trotz der Verweise S. XI auf des Verfassers Vorgeschichte. Denn das Bilderheft ist weniger für Fachleute als für weitere Kreise bestimmt.

Ferd. Birkner, Ur- und Vorzeit Bayerns. Mit 42 Abbildungen im Text und 20 Tafeln. Verlag Knorr & Hirth, München. 1936. Geh. RM. 5.80.

Nun besitzt auch Bayern, wie so viele andere deutsche Länder und Landesteile, seine Monographie der Vorgeschichte bis zum Beginn der Römerzeit; diese selbst liegt längst in einer vorzüglichen Behandlung vor. Verfasser ist der langjährige Leiter der prähistorischen Staatssammlung in München und Dozent der Urgeschichte an der Universität München, zugleich ein hochverdienter Forscher vor allem auf dem Gebiet des Paläolithikums und der eiszeitlichen Höhlensiedlungen. Mit dem ganzen Rüstzeug der Urgeschichtswissenschaft und ihrer Hilfswissenschaften, wie Anthropologie, Geologie, Paläo-Zoologie, Klimatologie

und Geographie, ausgestattet, meistert er den archäologischen Stoff zu einem vorzüglichen Überblick über die ganze Entwicklung vom ersten Auftreten des Menschen als Jäger und Sammler in der Klausennische bei Kelheim bis zum Ende der Keltenzeit um die Zeitwende. Zahlreiche Abbildungen und vor allem ein ziemlich ausführliches Schrifttumsverzeichnis sind wertvolle Hilfsmittel, ebenso die Siedlungskarten der einzelnen Kulturperioden, die freilich ein nicht leichtes Sicheinlesen in die Geländedarstellung und Fundsignaturen erfordern. Besonderen Nachdruck legt der Verfasser auf die Herausarbeitung der natürlich bedingten Siedlungsverhältnisse, die der Mensch jeweils antrifft, umgestaltet und weitergibt. Alle wichtigen Funde scheinen trotz des Fehlens einer Gesamtinventarisation der Landesfunde herangezogen zu sein. Den Schluß bildet ein Kapitel „Rasse und Volk"; wir sehen, daß die Forschung immer wieder an die vor 25 Jahren erfolgten grundlegenden Arbeiten unseres Anthropologen und Prähistorikers Alfred Schliz anzuknüpfen hat. Selbstverständlich fällt in dem Buche über Bayern nicht weniges für unsere württembergische Vorgeschichte im Rahmen der Gesamtbetrachtung Süddeutschlands ab. Schon deshalb kann es in seiner Gemeinverständlichkeit auch unseren Forschern und Geschichtsfreunden aufs wärmste empfohlen werden. Zu gewissen vom nordischen Standpunkt aus geschriebenen Darstellungen der Vorgeschichte Deutschlands bildet das Birknersche Buch, das uns die hohe Kultur der vor den Germanen in den zwei Jahrtausenden v. Chr. in Süddeutschland siedelnden urkeltischen und keltischen Stämme in Wort und Bild aufzeigt, eine gute Ergänzung.

Walther Schulz, Indogermanen und Germanen. 104 S. 98 Abbildungen. Verlag B. G. Teubner, Berlin. Kart. RM. 2.40.

In klarer Einteilung des wohl abgewogenen und beschränkten Tatsachenstoffes wird hier eine kurze Frühgeschichte der europäischen Völker nordischen Bluts gegeben. Die Vorgeschichtsforschung erweist einen von einer nordischen Rasse getragenen, also nordischen Kulturkreis. Er bildet sich in der jüngeren Steinzeit heraus und eine indogermanische Völkergemeinschaft ist ihr Träger. Wenn die Vorfahren der nordischen Rasse in der letzten Eiszeit in Europa festgestellt sind, und wenn ihre Kultur als Ahne der indogermanischen Kultur und als bei ihnen vorhanden erwiesen ist, dann ist die Heimat der Indogermanen in Europa gelegen. Die völlige Ablehnung der neuerdings von Vorgeschichts- und Sprachgelehrten wieder vertretenen Anschauung von der asiatischen Steppenherkunft der Indogermanen und der erst am Ende der Steinzeit erfolgten Indogermanisierung Mittel- und Nordeuropas von dorther liegt der ganzen Darstellung zugrunde. Eine eingehende Betrachtung der indogermanischen Jäger und Fischer der alten und der mittleren Steinzeit, sowie ihrer Vorfahren in Mitteleuropa und alsdann ihres Vordringens in das vom Eis befreite nordische Neuland gibt Aufschluß über die ältesten Vorfahren der Germanen, die im Norden zum Eigenleben gekommen sind. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die Indogermanen der jüngeren Steinzeit und ihre Bauernkultur. Ihre Verbreitung ist in den zwei Kulturkreisen, dem um die westliche Ostsee — Riesensteingräber — und dem binnenländischen, dem „schnurkeramischen", zu sehen. Diese beiden kommen

alsdann mit zahlreichen nichtindogermanischen Nachbargebieten im Osten, Nordosten und Westen in Berührung und verbreiten sich weiter nach dem Süden und Südosten bis nach Asien. Die nordische Gruppe umfaßt aber in ihrem Urgebiet um die Ostsee und im gesamten Nordwestdeutschland die völkischen Grundlagen der Germanen; diese Germanen sind im Gegensatz zu den ebenfalls indogermanischen Kelten und Illyriern die reinsten Indogermanen geblieben. Ein weiterer Abschnitt „Die Germanen als Nachkommen der Indogermanen" erörtert das germanische Volk, sein immer germanisch gebliebenes Urgebiet um die westliche Ostsee, seine Kultur, für die Metall wichtig wird, seine Wirtschaft, Wohnung, Kleidung, Gemeinschaftsleben, Bestattung und Religion, alsdann die Ausbreitung vom Ausgangsland (der bronzezeitlichen Germanen) aus und ihre Züge nach dem Südosten Europas, die germanische Besitznahme Süddeutschlands — wichtig S. 99 — und des Rheingebiets, dann Südeuropa vor und in der Völkerwanderungszeit: in allem zeigt sich das geistige Erbe und die darauf und auf dem Boden beruhende Besonderheit der kolonisierenden Ausbreitung der nordischen Rasse. So sieht nach Schulz das nordische Weltbild, rassisch und kulturell betrachtet, aus. —

Überaus zahlreich ist das derzeitige Schrifttum über das vorliegende Problem. Jüngst haben in der zweibändigen Festschrift für den Breslauer Indogermanisten Herman Hirt (Verlag Winter, Heidelberg) Kulturhistoriker, Anthropologen und Sprachforscher dazu das Wort ergriffen, darunter die Prähistoriker Menghin, Seger und Sprockhoff; letzterer dann auch in einer anregenden Besprechung von Günthers Buch „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen" (Präh. Ztschr. 1934, 256 ff.). Günther beistimmend, betont er vor allem, daß Germanen nicht von Anfang als geschlossene Rasse auftreten und daß ihnen keine bestimmte steinzeitliche Kultur zuzuschreiben sei, sondern daß das Germanentum entstanden ist in der frühen Bronzezeit aus der Verschmelzung zweier steinzeitlicher Bevölkerungsgruppen, nämlich der Riesensteingräberleute und der kriegerischen, mit Streitaxt bewehrten Einzelgräberleute, die bei diesem Werdegang eine viel stärkere Rolle spielen als die sächsisch-thüringischen „Schnurkeramiker", mit denen sie wohl zusammenhängen, die aber in der uns entgegentretenden Ausprägung eine spätere Erscheinung des Binnenlandes sind. Die Gleichsetzung der Germanen mit den Megalithgräberleuten ist falsch, das muß besonders betont werden.

Hermann Hofmeister, Germanenkunde. VIII u. 255 S., 121 Abbildungen und Karten, 8 Tafeln. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1936. RM. 5.—

Diese neue Vorgeschichte Deutschlands aus der Feder des als Erforscher vor allem der Wehranlagen Niedersachsens, Holsteins und Hessens bekannten Braunschweiger Landesarchäologen ist etwas ganz anderes als die sonstigen Ur- und Vorgeschichten. Hinter den Altertümern, deren wissenschaftliche Erkenntnis unerläßlich ist und bleibt gegenüber der so beliebten Schau, steckt der Mensch selber, der Germane von Fleisch und Blut, der unser Ahne ist und uns ein ungeheuer verpflichtendes Erbe hinterlassen hat in Gestalt seiner Leistungen, durch die er in der Welt der Völkergeschichte einen allerersten Platz einnimmt. „Kein heutiges Volk Europas kann sich wie die Deutschen rühmen, seine Ursitze

seit mindestens 3500 Jahren in unvermischter völkischer Reinheit zu behaupten", sagt der Verfasser mit Recht und Stolz (S. 224), ohne aber zu unterlassen, damit die heilige Verpflichtung zur Wahrung des Erbes zu verbinden. Gewiß viel wichtiger als daß wir über die Rasse genau Bescheid wissen, ist die eindringende und aufrüttelnde Kenntnis der geistigen Art und der Kulturtaten des Germanen. Diese dem Leser zu vermitteln und ihm zur inneren Kraftquelle zu machen, hat das Buch sich zur Erziehungsaufgabe gesetzt. Ein großer Stoff, wissenschaftlich erarbeitet und durch schlichte Zeichnungen dem Auge nähergebracht, ist in einer Weise dargestellt, die das Buch auch als Weltanschauungs- und Volksbuch der tiefer schürfen wollenden Jugend empfiehlt. Das fachgelehrte Wissen des Altertumsforschers um die Dinge wird in der Hand des Verfassers sehr lebendig, voll Beziehungen zur Gegenwart — man denke nur an die reiche technische Anregung —, und die Ergebnisse der Spatenwissenschaft werden durch Sprachwissenschaft, Volks- und Rassenkunde ergänzt. Freilich, Süddeutschland kommt dabei kurz weg, da eben auf seinem Boden der Germane erst spät auftritt. Werturteile über unsere süddeutsche Bandkeramik und die Häuser und Grabsitten dieser Leute, die uns die Segnungen des Ackerbaus gebracht haben, über unsere süddeutsche Bronze- und Hallstattzeit könnten gut eingeschränkt werden. Es ist auch nicht richtig, daß Süddeutschland um die Zeitwende bis zur Donau in germanischer Hand gewesen ist. Andererseits, wo von germanischer Musik gesprochen wird (S. 64), wäre noch sehr wichtig, daß zu dem indogermanischen Erbgut, das die Griechen aus dem Norden mitgebracht haben, vor allem das Heldenlied gehört. Die Erklärung des Hockers aus der „Furcht vor der gespenstischen Wiederkehr des Verstorbenen" ist nicht allgemein gültig und trifft nicht das Ursprüngliche; sie paßt jedenfalls nicht auf die Hockerleichen des nordischen Kreises der Schnurkeramiker. Noch in anderen Dingen mag man anderer Meinung sein. Die Art und Weise, wie der Stoff in Einteilung und Behandlung gemeistert wird, die ziemlich erschöpfende Erfassung des äußeren und inneren Lebens der Germanen in einzelnen sachlichen Kapiteln unter Verzicht auf gelehrtes Beiwerk, wie Chronologie und Typologie um ihrer selbst willen, endlich die Schlußübersichten über die Kulturperioden in ihrer geschichtlichen Entwicklung sichern dem Buch einen vorderen Platz in der wissenschaftlichen Germanenliteratur, die wir so dringend brauchen.

Jörg Lechler, 5000 Jahre Deutschland. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. 1936. 213 S. gr. 8°. Steif brosch. RM. 5.80.

Ausgehend von dem richtigen Grundsatz, durch lebendigste, in den Ablauf des zu Schildernden unmittelbar hineinführende Darstellung Kenntnis, Freude und Stolz an der Vergangenheit des deutschen Volkes zu erwecken, unternimmt der Verfasser eine Führung durch die deutsche Vorzeit und die germanische Kultur in 620 Bildern, deren Auswahl den wissenschaftlichen Kenner, aber auch den erfahrenen Fachmann der Werbung für eine gute Sache verrät. Die Hauptsache ist der Bilderteil, anschauliche Photos neuer Ausgrabungen und Funde, altvertraute Dinge neu aufgenommen und zu neuer Wirkung gebracht; alles geschickt geordnet und mit zahlreichen Wiederherstellungen durchsetzt. Immer wieder eingestreute Karten verlebendigen das Werden des germanischen Siedlungsraums. Der Text bemüht sich, in oft dramatisch gesteigerten Worten, mit

diesem ungemein wirkungsvollen Bildmaterial gleichen Schritt zu halten. Das ist aber nicht immer gelungen, schon äußerlich nicht. Die Bilder zerreißen immer wieder den fortlaufenden Text. Öfters fehlt, sogar auch beim Text, die Seitenzahlenangabe. Mit wenigen Ausnahmen ist er auf das Verständnis auch des Nichtfachmanns eingestellt, ohne aber auf wissenschaftlichen Unterbau zu verzichten. Vielleicht wäre eine Trennung von Text und Bild doch besser. — Bei dem Gang durch Deutschland kommt West- und Süddeutschland kurz weg. Trotz der Einteilung des Stoffes in die herkömmliche Folge „Stein-, Bronze-, Eisenzeit" ist das geschichtliche Entwicklungsbild Nebensache gegenüber der Schilderung des Zuständlichen. Dieses wird auf jede Weise durch Betonung der geistigen Leitgedanken, durch Heranholung von Sitte und Brauch bis in die Gegenwart hinein, der gesamten germanischen Kultur, aber auch der Mittelmeerwelt lebendig gemacht. Daß z. B. das Karnevalfest nur verständlich ist aus dem Jahresgeschehen in den nördlichen Breiten, wird durch den Verfasser selbst eingeschränkt, der die Deutung des ursprünglichen Sinns aus dem Babylonischen holt. Im Homer scheint er sich nicht genau auszukennen; das sei gesagt, weniger weil er S. 124 die Ilias die Leichenverbrennung des Achill schildern läßt, als weil er diese in der Schilderung des Geistigen das Nordische verratende Quelle kaum heranzieht, so z. B. nicht für die Deutung der Leichenbrennung als Vorstufe für die Totenverbrennung. Im ganzen aber liegt ein gelungener, neu- und eigenartiger Versuch vor, den Reichtum des germanischen Lebens auf deutschem Boden zu sehen und darzustellen. Für die 2. Auflage möchte man die Beigabe eines Inhaltsverzeichnisses empfehlen.

Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte (= Grundriß der germanischen Philologie, begründet von H. Paul 12, 1). Band 1: Einleitung — Die vorgeschichtliche Zeit — Religion der Südgermanen. 8°. VIII u. 326 S. Mit 8 Tafeln. Verlag W. de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 1935. RM. 9.—

Der vorliegende bedeutsame und bei der heutigen geistigen Spannung besonders wichtige Band ist an die Stelle der „Germanischen Mythologie", wie die erste Bearbeitung des Stoffs durch Eugen Mogk vom Jahre 1891 (2. Aufl. 1900) betitelt war, getreten. Ist auch das dem Erforscher des altgermanischen Glaubens vorliegende Material vorwiegend mythologischer Natur und eben nicht religionsgeschichtlich, so hat doch die Arbeit der letzten 30 Jahre der Glaubensgeschichte Bahn gebrochen; für sie sind die Mythen, die an sich im religiösen Leben verankert sein können, aber als Erzählungen von übernatürlichen Wesen und Geschehnissen durchaus nicht dazugehören müssen, nur ein Teil der Quellen.

Die Religion der Südgermanen behandelt der Verfasser von der nachprähistorischen Zeit ab von der der Nordgermanen — die dem 2. Band vorbehalten ist — getrennt, vor allem, weil die jetzt einsetzenden Quellen sich grundsätzlich von der nordgermanischen Überlieferung unterscheiden. Ausführliche Bibliographie, allgemeine Erörterungen über das alte Quellenmaterial, über religiöse Entlehnungen, indogermanisches Erbgut u. a., alsdann Aufzählung der Quellen selbst und Geschichte der Forschung, die mit der genau 100 Jahre zuvor (1835) erschienenen Deutschen Mythologie von Jacob Grimm beginnt, sind gemeinsam

für die zwei Bände, ebenso die Behandlung der vorgeschichtlichen Perioden. Die Trennung setzt ein mit der römischen Zeit, die für die Südgermanen in ihrer Dauer von fast 500 Jahren einschneidend gewesen ist. Die römischen Quellen berichten nur über die Südgermanen; für das Nordgermanische dauert das schriftlose Zeitalter fort. In der Erörterung der Quellen geht der Verfasser sehr vor- und umsichtig vor. Mit Recht tritt er ein für die stärkere Wertung der schriftlichen Zeugnisse gegenüber der üblichen Überschätzung der volkstümlichen Überlieferung für die altgermanische Zeit. Führende Volkskundler, wie der Herausgeber des Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens, Bächtold-Stäubli, äußern sich dahin, daß „Volkskunde und germanische Religionsgeschichte erst noch durch zahlreiche und gründliche Einzelforschungen große Arbeit leisten müssen, bis wir sicherer zu entscheiden vermögen" (S. 296). Viele der von ihr aus der Gegenwart erschlossenen religiösen Bräuche sind für eine allen europäischen Völkern gemeinsame Urkultur beweisend, ohne vorwiegend über spezifische germanische oder indogermanische Glaubensformen etwas auszusagen. Das archäologische Material ist für die älteste Zeit sehr wichtige Quelle, wenn auch mehr nur für die Vorstellungen, die mit Tod, Bestattung und Nachleben zusammenhängen. Die Prähistoriker tun gut, für die Erkennung und Deutung der geistigen Hintergründe ihrer Befunde in Gräbern den zahlreichen Anregungen des Verfassers Beachtung zu schenken. Wer wirklich den Quellen nachgehen will, kann sich ruhig diesem Werke anvertrauen, das mit überlegener Sachkenntnis und zugleich aus eindringlichster Befassung mit der Psyche des Germanen den Stoff wohl geordnet und knapp formuliert, aber vollständig vorlegt. Bei allen Streitfragen von Belang werden die wichtigsten Standpunkte erörtert und meist ein eigenes Urteil gefällt, wo der Verfasser ein solches verantworten kann.

Wo die germanischen Glaubensformen zum erstenmal aus literarischen Traditionen zu fassen sind, hat man den Eindruck einer hochentwickelten Religion mit persönlich gefaßten Göttern. Für die Bronzezeit des II. Jahrtausends haben wir die unschätzbare Quelle der nordischen Felsenbilder, die der Ausdruck religiöser, als gesamtgermanisch anzusprechender Anschauungen sind und mit bestimmten Totenkulthandlungen zusammenhängen. Sie offenbaren den Himmelsgott, der ja schon indogermanisch, also bereits vorgermanisch ist und dessen Name wohl dem später bezeugten Tiwaz entspricht. Die Darstellung des südgermanischen Glaubens im Spiegel der römischen Quellen, des Caesar und Tacitus, und der vielen erhaltenen Götterdenkmälern und ihrer richtig gedeuteten „interpretatio Romana", ist ausführlich. S. 158 fällt auf, daß „unter Decius" — statt Gallienus 10 Jahre nachher — die Alamannen bis nach Ravenna drangen; sowie S. 159 die Ablehnung jeder germanischen Beziehung der Jupiter-Gigantensäulen, die durch germanische Vorstellungen nicht geschaffen, aber bedingt sind. Daß die Überfremdung des Eigenen durch das Römische in den Grenzgebieten nicht allzu stark war, ist ja für die Religionsübung jetzt durch die Tempel im Altbachtal bei Trier bewiesen. Unter den männlichen Göttern sind hervorragend Mercurius-Wodan, Mars-Tiwaz und der germanische Hercules (ob damit Donar oder aber eine dem nordgermanischen Freyr entsprechende Gottheit gemeint ist, ist unsicher), also eine Trias. Unter den weiblichen

stehen voran die Matronen, niederrheinisch, aber auch im Süden als Schutzgottheiten, z. B. als Campestres, vorkommend. Ein weiteres Kapitel behandelt die letzten Jahrhunderte des Heidentums und die Fragen der allmählichen Christianisierung, den heidnischen Glauben der einzelnen Stämme. Für die Schwaben ist gut bezeugt Wodan durch die Erzählung vom Bieropfer der Suevi bei Tucconium (in der Vita des Columban von Jonas Seguiensis I 27) im Anfang des 6. Jahrhunderts und durch die Inschrift der Nordendorfer Spange, indes die Deutung des Wessobrunner Gebetes und des Muspilli immer noch nicht ganz gesichert ist. Bei der Schilderung des heidnischen Kultes werden Opferwesen (Menschen- und Tieropfer, Opferverbände mit Volksversammlungen — ein Nachklang die „Dult", ein ursprünglich gotisches Lehnwort = Fest — und Tänze), dann Orakel, Priesterwesen und Tempel erörtert. Interessant ist der Hinweis auf ahd. laoh, loh, zu verbinden mit lat. lucus und Wurzel louk (= licht sein), also lichte Stelle im Wald, wie sie gerade für Kult benützt wurde; man denke dann wieder an „Hain" = Umfriedung, umfriedigter Wald, wie τέμενος, templum. In der Annahme germanischer Tempel darf man weiter gehen, als der Verfasser, und zum Kult auch die Gräber heranziehen. Die Deutung der bekannten Stelle Anm. Marc. XVI 2, 12 auf die Sitte, alamannische Gräber mit Netzen zu umgeben, ist kaum richtig. Das letzte Kapitel behandelt das volkskundliche Material, die dämonischen Wesen, die Volksbräuche, vor allem agrarische, dann periodische Jahresbräuche und Kultbräuche, und die zahlreichen religiösen Elemente im Familienleben. Wir sehen, das ganze Leben der Germanen war „religiös gefärbt" (S. 325). Religiöses spielt in ihrem Denken und Handeln, ihrer ganzen gesellschaftlichen Organisation eine entscheidende Rolle, was freilich allen primitiven Völkern gemeinsam ist. Ebenso religiös gefärbt ist, sagt der Verfasser S. 325 am Schluß, die Psyche des germanischen Menschen. Um aber Arteigenes und Zeitbedingtes unterscheiden zu können, müßten wir erst wissen, „inwieweit das eine Folge der damaligen von den Germanen erreichten Kulturstufe ist, inwieweit eine Veranlagung ihres Geistes" (S. 325). Hier hat die Volkskunde eine große wissenschaftliche Aufgabe.

Fr. Behn, Altnordisches Leben vor 3000 Jahren. Mit 40 Tafeln. Verlag Lehmann, München. 1935. Kart. RM. 3.—

Fr. Behn, Altgermanische Kunst. Mit 56 Tafeln. (3. Aufl.) Verlag Lehmann, München. 1936. Kart. RM. 3.60.

In der Reihe der Bücher von deutscher Art und Kunst, die der seiner deutschen Mission ausgezeichnet gerecht werdende Verlag fortlaufend herausbringt, gebührt den zwei neuen Bilderheften des verdienten Mainzer Forschers besondere Beachtung. Wer aus einem in langer ernster Arbeit gewonnenen Überblick solche populären Übersichten bringt, hat ein Anrecht, als zuverlässiger Führer zu dienen. Im „Altnordischen Leben" geht der Weg durch die Landschaft zum Menschen, zu seiner Wohnung, seinem Leben, Handel, Schiff und Seefahrt, Wehrwesen, Kunst, Religion und Grabwesen. Des Germanen eigenstes Wesen wird aufgezeigt an der Hinterlassenschaft Nordeuropas, der Wiege des Germanentums. In der „Altgermanischen Kunst" kommen insbesondere die drei Höhepunkte in Betracht: die Bronzezeit des II./I. Jahrtausends mit ihrem innerhalb der damaligen Welt einzigartigen Bestand an Waffen, Schmuck und

Tongefäßen, Edelmetall und Bronze; dann die Völkerwanderung im bisher so genannten, freilich viel zu beschränkten Sinn des 4.—8. Jahrhunderts n. Chr. und endlich die Wikingerzeit etwa 800—1200. Der knappe Text zu den einzelnen Bildern wird durch einen geschichtlichen Überblick ergänzt. Tafel 52, Darstellung der Oberflachter Schnitzerei eines Vogelkopfes, wohl eines Möbelfußes, muß umgekehrt gesehen werden. — Die zwei Bilderhefte, deren technische Ausstattung vorzüglich ist, eignen sich auch bei guter Projektion für den Schulunterricht im Anschluß an Museumsbesuche.

2. Mittelalter und Neuzeit.

„Die Walterichskapelle zu Murrhardt" hat H. L. Walter Hotz in der Sammlung „Unbekanntes Land" neu beschrieben (Ein romanisches Kleinod im Schwabenland, Verlag von Moritz Schäfer 1935, 40 S. und 8 S. Lichtbilder); bewundernde Liebe zu dem kunstreichen Baudenkmal hat ihn geleitet. Er hält Faurndau und Brenz für Frühwerke des gleichen Meisters, während Denkendorf von dem gereiften gebaut sei und die Walterichskapelle ihn auf seiner Höhe zeige: das ist natürlich nur eine Vermutung. Der Zeitansatz der Kapelle um 1250 mag mindestens um ein Jahrzehnt zu spät sein.

In der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Neue Folge 49 (1936) S. 629—634 veröffentlicht Paul Zinsmaier „Ein noch unbekanntes Bruchstück der Sindelfinger Annalen". Diese, im ganzen verloren gegangen, sind 1836 von C. F. Haug nach Auszügen bei Crusius und Gabelkover wiederhergestellt worden, natürlich mit bedeutenden Lücken. Die neuen hochwillkommenen Bruchstücke entstammen einer Abschrift aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die sich im Generallandesarchiv zu Karlsruhe befindet; sie besteht aus 10 Blättern in Folio, die irgendwann, wohl über Bebenhausen, in das Kloster Salem gekommen sein müssen. Wahrscheinlich hatte der Schreiber schon nicht mehr das ganze Werk vor sich, sondern nur Teile desselben. Die Bruchstücke bieten verschiedentlich einen genaueren Wortlaut, als wir bisher hatten; wir erfahren aber auch manche neue Nachrichten, so z. B. daß das Treffen bei Tübingen 1165 genauer bei Wendfeld, einer bei Tübingen abgegangenen Ortschaft, stattfand, daß der Schenke Walter II. von Limpurg am Weihnachtsfest 1283 starb, daß man damals Owen auch Kirchow nannte, daß 1286 die Burg Lichtenstein zerstört wurde und daß 1291 Graf Eberhard von Wirtemberg (so ist jedenfalls für Ulrich zu lesen) gegen Bietigheim zu Felde zog, das damals dem Grafen von Vaihingen gehörte. Eine Neubearbeitung der Annalen mit Heranziehung alles noch erreichbaren Materials, an dem es nicht fehlt, erscheint als dringendes Erfordernis.

Johanna Bastian, Der Freiburger Oberhof (Veröffentlichungen des alemannischen Instituts Freiburg im Breisgau 1934, 112 S.) handelt von den Städten, für die der Rechtszug nach Freiburg bestand (nicht etwa vom Freiburger Rechtskreis, d. h. den Städten, die Freiburger Recht erhielten). Der Rechtszug kann nur bei einem „gezweiten" Urteil stattfinden, wenn bei einem Prozeß ein Teil der Richter anders als der andere entschieden hat. Der Zug geht an ein gleichstehendes Gericht, das auf Grund der Urteilsschelte selbständig entscheidet; zwischen dem urteilsuchenden und urteilgebenden besteht kein Instanzen-

verhältnis, sie sind vielmehr einander gleichgeordnet. Von württembergischen Städten hatten den Rechtszug zum Freiburger Oberhof Dornstetten, Oberndorf, Kirchheim u. T. und das später wieder zum Dorf herabgesunkene Heiningen bei Göppingen, ferner Mengen, Riedlingen, Ehingen und Munderkingen, Tübingen und das heute badische Hornberg; Mengen und Tübingen wurden wieder Oberhöfe für andere Städte.

Vortrefflich ist die Abhandlung von Karl Siegfried Bader über „Ländliches Wegerecht im Mittelalter, vornehmlich in Oberdeutschland" (Ztschr. f. d. Geschichte des Oberrheins, Bd. 49, 1935, S. 371—444). Sie stellt eine Vorstudie zur Geschichte des mittelalterlichen Dorfes dar und fußt auf den Forschungen von Viktor Ernst, der durch allzufrühes Hinscheiden an der Ausführung seines Planes verhindert wurde, eine Geschichte der schwäbischen Gemeindeverfassung zu schreiben; mit ihm lehnt Bader die Übertreibungen der grundherrlichen Theorie ab und betont das Selbstverwaltungsrecht der Dorfgemeinde. Diese hat das Gesamtrecht der Wegeordnung inne; es geht aus der Banngewalt hervor, die sie an der ganzen Flur der ihr zugehörigen Mark ausübt. Jedes Grundstück, das in der Eigenwirtschaft eines Dorfgenossen steht, hat die Befugnis zu der für die ordentliche Wirtschaft nötigen Zufahrt, jedoch so, daß das Recht auf den Zufahrtsweg niemals weiter geht, als es das wirtschaftliche Bedürfnis des Bauenden erfordert. Neben den Zufahrtswegen gibt es nur spärlich ausgemarkte Wege, zu denen auch die jeweiligen Nachbarschaftsstraßen zählen; diese Gemeinwege sind Teile der Almende. Der steigende Flurzwang im hohen und ausgehenden Mittelalter war gerade eine Folge der mangelnden Wegebildung. Die Dorfgemeinde konnte aus ihrem Recht niemals durch die Dorfherrschaft und den Staat ganz verdrängt werden. Dem König oder den von ihm mit Königsrechten Belehnten standen die Reichs- oder Königsstraßen zu.

Helmut Kluge hat eine Schrift über „Das Heiliggeistspital zu Schorndorf von seiner Gründung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts" verfaßt (1936, Buchdruckerei Adolf Remppis, Marbach a. N., 92 Seiten). Es wurde 1435 für Mittellose und Kranke gestiftet. Auf seine innere und äußere Entwicklung gewann die Stadt den bedeutendsten Einfluß; mit der größten Stadtkelter kam auch Kelterbau und Kelterbaugerechtigkeit in seinen Besitz. Es gewann eine ziemlich reiche Grundherrschaft ringsum. Aber seit 1534 durfte im Herzogtum Wirtemberg kein Spital mehr Grunderwerb an sich bringen; weitere Stiftungen kamen dem 1537 eingerichteten Armenkasten des Landes zugut. Das Spital wurde nun eine Art Darlehenskasse des großen Amts Schorndorf. 1811 kam es unter die Aufsicht des königlichen Kameralverwalters; seine Geschichte ist weiterhin die der Spitalpflege. Grundlasten und Zehnten wurden im 19. Jahrhundert abgelöst und 1923 die Hospitalpflege durch gemeinderätlichen Beschluß mit der Stadtpflege vereinigt.

Gerhard Kattermann, Markgraf Philipp I. von Baden (1515—1533) und sein Kanzler Dr. Hieronymus Veus in der badischen Territorial- und in der deutschen Reichsgeschichte bis zum Sommer 1524 (1935, Dissertationsverlag G. H. Nolte, Düsseldorf, 89 Seiten), spricht auch von der Haltung des Markgrafen in den württembergischen Händeln seiner Zeit: er unterstützt 1514

Herzog Ulrich gegen die Aufständischen, zieht sich aber 1516 von ihm zurück. 1521 wird er Feldhauptmann der vorderösterreichischen Lande, 1524 Statthalter des neu aufgerichteten Reichsregiments.

Herbert Schöffler, Professor an der Universität Köln, Die Reformation, Einführung in die Geistesgeschichte der Neuzeit (Das Abendland, Forschungen zur Geschichte europäischen Geisteslebens, Bd. I, Bochum-Langendreer, Verlag von Heinrich Pöppinghaus, 1936, 106 Seiten) sucht nachzuweisen, welche Bedeutung den geistigen Landschaften zukommt, auf deren Boden die Gedankenströme der Neuzeit entstanden sind. Die Reformation stammt aus dem deutschen Osten, dem traditionsärmsten Deutschland; Wittenberg im kolonialen Vorgelände war ein Landstädtchen ohne Patriziat, eine Hochschule ohne Tradition; überhaupt entbehren sämtliche Territorien, die sich dem Augsburgischen Bekenntnis 1530 anschlossen, einer Universität und so der wissenschaftlichen Tradition. Je traditionsreicher, um so gegnerischer verhalten sich die Länder zu der Reformation, und besonders widerstreben die Universitäten, darunter aufs schärfste die Tübinger. Im wissenschaftlichen Kampf aller Hochschulen gegen Wittenberg steht Tradition bewußt gegen Neuerung; die Regenten ließen sich durch die vornehmsten Mitglieder der Landesuniversitäten beraten. Ein erstaunlich geringer Teil des wissenschaftlichen Fortschritts ist gerade im 16. Jahrhundert durch die Hochschulen herbeigeführt worden. Das deutsche Geistesleben zeigt sich als eine auf immer anderem Gebiet erneute Auseinandersetzung zwischen Erbgut und Rom, zwischen den Kräften des Urvolks und mittelmeerischem Denken. Natürlich sind die vom Verfasser angeführten Gesichtspunkte eben neben den vielen andern zu werten.

„Sebastian Franks Ulmer Kämpfe" schildert Julius Endriß, Stadtpfarrer in Ulm (Ein Vortrag mit Anlagen, 1935, Druck von Dr. Karl Höhn, Ulm a. D., 40 Seiten). Nach Frank, der zugleich Geschichtschreiber und Philosoph war, darf es in Sachen des Glaubens keinen Zwang geben, Religion ist ihm etwas Innerliches, Geistiges, wo nur die selbständige freie Überzeugung gilt. Er kämpft gegen Buchstabenglauben, Massenglauben, Kirchenglauben; sein Wunschgedanke ist die unsichtbare Kirche. Aber er hat die geschichtliche und gemeinschaftbildende Kraft des Christentums verkannt und dies mit einem schweren Lebensgang, mit Einsamkeit und Verbitterung büßen müssen. 6½ Jahre genoß er eine Zuflucht in der Stadt Ulm, wo er freilich in dem Prediger Frecht einen scharfen Gegner fand und zuletzt ausgetrieben wurde. Endriß hat nach neuen Quellen gespürt, auch einiges gefunden, das er mitteilt; er ergänzt so das vortreffliche 1892 erschienene Buch von Alfred Hegler, Geist und Schrift bei Sebastian Frank.

Endriß hat auch „Kaspar Schwenckfelds Ulmer Kämpfe" mit einer eigenen Schrift bedacht (1936, Karl Höhn, Ulm). Dieser lebte 5 Jahre in Ulm, hatte gleichfalls in Frecht einen schroffen Widersacher und mußte 1539 aus der Stadt weichen. Kann man Sebastian Frank als den Vorläufer des Idealismus bezeichnen, so Schwenckfeld als einen Wegbereiter des Pietismus. Das Ideal ist ihm die apostolische Kirche; als das christliche Heilsgut erscheint ihm die Vergottung unserer Natur; bei diesem Prozeß liegt der Schwerpunkt auf der Wiedergeburt, also in sittlichen Vorgängen. Damit wird seine Theologie eine

solche der inneren Erfahrung und so des religiösen Gefühls, das er als Empfindung der Seligkeit beschreibt. Die evangelischen Geistlichen seiner Zeit wußten mit ihm ebensowenig wie mit Frank etwas anzufangen, die Reformatoren selbst haben ihn verworfen. Endriß vervollständigt mit seinen Ausführungen das 1911 erschienene Werk von Karl Ecke über Schwenckfeld und mit neuen Beiträgen aus dem Ulmer Archiv des Corpus Schwenckfeldianum.

Wir sind gebeten worden, nachträglich noch besonders auf den Aufsatz von Studiendirektor i. R. G. Burkhardt, „Neues von Kaplan Richenbach, dem geistlichen Buchbinder", in den schon früher angezeigten Geschichtlichen Mitteilungen von Geislingen und seiner Umgebung, 3. Heft 1935, S. 88—105, aufmerksam zu machen. Der Verfasser weist neben dem bekannten Buchbinder Johannes Richenbach als Gehilfen dessen Bruder Bernardin nach, der von 1479 bis 1492 als Kaplan in Geislingen und später als Pfarrer in Unterböhringen genannt wird. Die Familie stammt aus Gmünd. Um das Auffinden von Einbänden der Richenbach in den verschiedenen Bibliotheken hat sich außer Burkhardt auch Regierungsbaurat E. Kyriß in Stuttgart verdient gemacht.

H. Rommel gibt auf Grund aller wichtigen Veröffentlichungen, ergänzt durch weitere Aktenstudien in Landesbibliothek und Staatsarchiv, ein Gesamtbild vom Leben und den Werken Heinrich Schickhardts, des Erbauers von Freudenstadt, anläßlich der Gedächtnisfeier seines 300. Todestags daselbst im Januar 1935 (Druck von Oskar Kaupert, Freudenstadt).

In Heft 1/2 des 40. Jahrgangs 1936 lesen wir eine ausgezeichnete Untersuchung von Lic. Dr. P. Schattemann in München über „Eigenart und Geschichte des deutschen Frühpietismus mit besonderer Berücksichtigung von Württembergisch-Franken". Mit Recht bekämpft er die Auffassung von der vermeintlichen Erstarrtheit der lutherischen Kirchen im 17. Jahrhundert; nach dem großen Krieg ist vielmehr eine Neubelebung der Frömmigkeit zu bemerken, die sich auf den echt lutherischen Gedanken der unauflöslichen Einheit des Glaubens und sittlichen Handelns gründet. Zu den Vorkämpfern des Frühpietismus gehört Anton Reiser von Augsburg, 1675—1678 Stiftsprediger in Öhringen. Noch ist diese Frömmigkeit frei und weit, ohne jede Verengerung. Der eigentliche Pietismus kam im Hohenlohischen nicht zum vollständigen Durchbruch. F. Fritz und R. Geiges schließen die erwähnten Aufsätze ab. Fritz stellt das Verhältnis von Konsistorium und Synodus zu den katholischen oder calvinischen Einwohnern fest und schildert ihre Sorge um die Aufrechterhaltung der gottesdienstlichen Ordnungen, die Seelsorge, die Kirchenzucht und ihren Kampf um die christliche Sitte; Geiges urteilt von Oetinger abschließend: er verdankte der Verbindung mit Zinzendorf und der Brüdergemeine wohl viel für das Reifen des eigenen Seelenlebens, aber sein unerbittlicher Wahrheitsernst wandte sich ab von ihrem Gefühlschristentum, das in den Wunden Jesu schwelgte, ohne doch den Drang nach Erkenntnis und sittlichem Fortschritt in sich zu tragen.

Adolf Sieber, Das heutige Oberamt Besigheim in den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs (Tübinger Dissertation, 1935, Buchdruckerei Albert Becht, Tübingen, 99 Seiten) geht der Auswirkung des großen Kriegs besonders auf die Bevölkerungs- und Wirtschaftsverhältnisse nach, indem er die Quellen für eine

begrenzte Landschaft auswertet: nur durch zahlreiche Einzeluntersuchungen läßt sich ein Überblick über die Folgen gewinnen, ohne daß man in Übertreibungen verfällt. Die Stadt Besigheim wurde schwer betroffen, noch mehr das flache Land ringsum: der Rückgang der Bevölkerung betrug 49 Prozent, der Gebäude 50, des Feldbaus 53, des Weinbaus 70; die Volkszahl freilich war mehr noch infolge der Pestjahre, als durch die unmittelbaren Kriegsereignisse geschwunden. Der Wiederaufbau erfolgte verhältnismäßig rasch, doch brachten die Franzoseneinfälle wieder einen harten Rückschlag.

Die Stadt Stuttgart hat sich entschlossen, „Veröffentlichungen der Stadt Stuttgart" herauszugeben. In Heft 1 teilt Stadtarchivar Karl Stenzel neue Zeugnisse über „Herzog Karl Eugen und Schillers Flucht" mit aus den Papieren des Generals Augé, nämlich aus einem Kalender und aus seinem letzten Kriegstagebuch 1780/84 (1936, Krais Verlag, Stuttgart).

Max Hölzel, Aus der Frühzeit der Eisenbahnen, mit einer Bibliographie, ein Beitrag zur Jahrhundertfeier der deutschen Eisenbahnen (Berlin, Verlag von Julius Springer, 1935), legt das gewaltige Ringen zu Beginn der Eisenbahnen mit einer bisher nicht vorliegenden Sammlung der Titel aller deutschen und ausländischen Veröffentlichungen dar; er berücksichtigt dabei in gleicher Weise die technische, verkehrspolitische und wirtschaftliche Seite. König Wilhelm I. von Württemberg, der ja der Wirtschaft großes Verständnis entgegenbrachte, erkannte sehr früh die Tragweite des Eisenbahnbaus. 1824 hatte List vom Asperg, ehe er nach Amerika fuhr, durch seinen Gönner Johann Georg von Cotta eine Eingabe zur Erbauung einer Eisenbahn der württembergischen Regierung eingereicht; Wilhelm ließ 1825 den Oberleutnant Duttenhofer nach England reisen, damit er das neue Verkehrsmittel studiere; in diesem Jahr wurde die Strecke Stockton—Darlington eröffnet. 1828 erteilte er demselben den Auftrag, eine über den Albrücken zwischen den Quellen der Erms und der Schmiech zu führende Eisenbahn nach Ulm zu untersuchen. Aber der Bau württembergischer Eisenbahnen wurde noch lange verzögert, weil die Nachbarstaaten glaubten und vorgaben, ihrer eigenen Wirtschaft wegen den Anschluß nicht gestatten zu können.

In dem großen Werke von Walther Däbritz, Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation in Bochum, neun Jahrzehnte seiner Geschichte im Rahmen der Wirtschaft des Ruhrgebiets (Verlag Stahleisen, Düsseldorf, 1934, 451 Seiten mit Anhang) wird das Leben des Begründers der Bochumer Großindustrie, Jakob Mayer aus Dunningen bei Rottweil, eingehend geschildert. Einer begabten Bauernfamilie entstammend, widmete dieser seine Tätigkeit wie Friedrich Krupp der Erfindung eines der englischen Fabrikation gleichkommenden Gußstahls: seine von Krupp ganz unabhängigen Versuche kamen 1836 zum Abschluß; als Erzeugungsstätte wählte er die Stadt Bochum in der Grafschaft Mark, um die hochwertigen Steinkohlenschätze der Gegend ausnützen zu können; 1845 konnte der gewünschte Gußstahl geliefert werden. Die Gründung einer Aktiengesellschaft, des Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation, erfolgte 1854. Jakob Mayer starb 1875, 62 Jahre alt; bei seinem Tode beschäftigte das Werk 4500 Arbeiter. Er war einer der hervorragendsten Pioniere der deutschen Industrie.

Th. Hubmann, P. Gabriel Wüger von Steckborn, ein Malermönch (Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, hrsg. vom Historischen Verein des Kantons Thurgau, Heft 72, 1935, S. 41—69) bringt die Biographie des Künstlers, der zusammen mit seinem Freunde P. Desiderius Lenz die 14 Kreuzwegstationen in die Stuttgarter Marienkirche gemalt hat. Wüger, ursprünglich evangelisch, trat in Rom zur katholischen Kirche über und 1870 in das Benediktinerkloster Beuron ein. Man wird nicht leicht ein zweites Beispiel solchen Zusammenarbeitens zweier Künstler finden wie das von Wüger und dem ebenfalls Mönch in Beuron gewordenen Lenz.

Karl Stenzel würdigt in den Jahresberichten für deutsche Geschichte 9/10 Jahrgang 1933/34, die unter redaktioneller Mitarbeit Paul Sattlers von Albert Brackmann und Fritz Hartung herausgegeben werden (Verlag von K. F. Koehler, Leipzig, 1936 S. 642—647), die württembergische Geschichtsliteratur dieser Jahre, die besonders durch das württembergische Reformationsjubiläum angeregt worden ist. Aber auch sonst wurde viel geleistet, es seien die Namen Heinz Otto Burger, Fritz Ernst, Erich König, Friedrich Lutz, Max Miller, Karl Otto Müller, Eugen Schmid, Karl Weller und Hermann Zeller hervorgehoben. Stenzel hat auch in der neuen Bearbeitung des Amtlichen Stuttgarter Adreßbuchs 1935 den einleitenden Abschnitt „Stadtbild und Wirtschaft Groß-Stuttgarts im geschichtlichen Aufriß" da und dort erweitert. Im Amtsblatt der Stadt Stuttgart 36. Jahrgang 1936 Nr. 6 erschien von ihm ein Aufsatz „Aus der Geschichte des Wildparks".

Ein wertvolles Buch ist „Die deutsche Heeresgeschichte", hrsg. von Karl Linnebach (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, 1935, 407 Seiten). Es hat zahlreiche Mitarbeiter: Paul Schmitthenner schildert das germanische Heer, das Ritterheer des Mittelalters, die Landsknechte, Karl Linnebach selbst Reichskriegsverfassung und Reichsheer vom Ende des Mittelalters bis zum Westfälischen Frieden, ferner Reichskriegsverfassung und Reichsarmee von 1648 bis 1806, Edmund Glaise von Horstenau das altösterreichische Heer in der deutschen Geschichte und Österreich-Ungarns Völkerheer 1866—1918 im deutschen Schicksal, Eberhard Kessel die preußische Armee 1640—1866, Eugen Franz sehr ausführlich die bayrische Armee von Kurfürst Maximilian I. bis zum Jahr 1866, Eberhardt die sächsische, Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz (S. 267 bis 277) die württembergische Armee, Hermann Gackenholz das Heerwesen des Deutschen Bundes, Freiherr Ludwig Rüdt von Collenberg das deutsche Heer von 1867—1918, von Hülsen die Kämpfe der Freikorps nach 1918, Marcks das Reichsheer von 1919 bis 1935. Die Arbeit von Müller-Loebnitz hat zum Inhalt das württembergische Kriegswesen bis zur Einführung der stehenden Heere, dann vom Westfälischen Frieden bis zur Französischen Revolution, ferner im Rahmen des Deutschen Bundes und im Übergang zum neuen Reich: es ist eine sehr willkommene Zusammenfassung. Das Feld der älteren württembergischen Heeresgeschichte wurde seit 1870 kaum mehr angebaut; hier ist viel nachzuholen.

Die „Blätter für württembergische Kirchengeschichte" (Im Auftrag des Vereins für württ. K.G. hrsg. von D. Dr. Julius Rauscher, NF. 39. Jahrgang 1935 Heft 3 und 4, S. 81—190, Druck und Verlag von Christian Scheufele, Stuttgart) enthalten Abhandlungen von Gustav Bossert (dem Sohne des hochverdienten

Geschichtsforschers gleichen Namens), Einführung der Reformation im Amt Hornberg, von F. Fritz, Konsistorium und Synodus am Vorabend der pietistischen Zeit (ausgearbeitet aus drei Protokollbänden des Konsistoriums), von R. Geiges, Die Auseinandersetzung zwischen Chr. Fr. Oetinger und Zinzendorf, von Martin Leube, Die geistige Lage im Stift in den Tagen der Französischen Revolution. Geiges berichtet, wie sich Oetinger und Steinhofer, die württembergischen Herolde Zinzendorfs, doch zuletzt von ihm abgewandt haben; Johann Albrecht Bengel, seit 1747 Prälat und Konsistorialrat in Stuttgart, legte 1751, ein Jahr vor seinem Tode, in seinem „Abriß über die sogenannte Brüdergemeinde" das Urteil des schwäbischen Pietismus endgültig fest.

Gustav Bossert, jetzt Stadtpfarrer in Stuttgart-Berg, hat, zugleich als eine Gabe zum Abschied an den bisherigen Platz seines Wirkens, eine ziemliche Anzahl einzelner Vorträge und Aufsätze „Aus Horb a. N. und Umgebung" zusammengestellt, die „Bausteine zur Orts- und Kirchengeschichte im oberen Neckargebiet" sein sollen (Paul Christian Verlag, Horb a. N., 1936, 158 S.). Der Inhalt ist recht mannigfaltig, er handelt von den Patrozinien und Pfarrkirchen des jetzigen Kreises Horb, von dem Wiedertäufer Paul Sattler und seinen Genossen, von der Entwicklung der evangelischen Gemeinde Horb, von Mötzingen im Gäu u. a.

Eine hocherfreuliche Erscheinung ist wieder das Schwäbische Heimatbuch 1935 (hrsg. im Auftrag des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern von Felix Schuster, 21. Band der Bücherei des Bundes, 178 S. Mit Anhang: Jahresbericht 1934 des Württ. Landesamts für Denkmalpflege, 80 S. Verlag Döninghaus & Co., Stuttgart). Der Band zeugt durchweg von dem echten geschichtlichen Sinn, der auf Grund des Alten kraftvoll eine neue Zeit erstrebt und eine seelisch-sittliche Kultur wiedergestalten will, wie sie den besten Zeiten unserer Vergangenheit eigen war, aber während der letzten 100 Jahre verloren zu gehen drohte. Zumal Felix Schuster ist immer mannhaft dafür eingetreten, daß man nicht unbekümmert in Landschaft und Umgebung neue Bauten hineinsetzen kann, die jede Verbindung mit der Vergangenheit vermissen lassen: man soll vielmehr von den Gegebenheiten der Natur ausgehen und das Neue so gestalten, daß dem Heimatbild seine innere Ausgeglichenheit erhalten bleibt. In einem Aufsatz „Romantik in der Heimatliebe" weist Erwin Dieterich auf die Übertreibungen hin, die der Eifer für eine gute und wohlgemeinte Sache zutage fördert: es gilt auch für die germanische Vorzeit, alle Phantastereien oder gar Fälschungen fernzuhalten und der Wahrheit fest ins Auge zu sehen. Karl Stenzel berichtet von dem alten Steinhaus in der Grabenstraße zu Stuttgart, das um 1290 dicht hinter der Stadtmauer erbaut wurde und Formen der frühgotischen Bettelordenarchitektur aufweist. Der Jahresbericht 1934 des Württ. Landesamts für Denkmalpflege zeugt von rühriger Tätigkeit auf allen einschlägigen Gebieten.

Noch möchte ich das Büchlein erwähnen: „Markgraf und Märtyrer", Erzählte Historie von Carl Seylacher (Stuttgart, Strecker & Schröder, Verlag, 1935, 124 S.). Es enthält fünf Erzählungen des früheren Stadtpfarrers in Herrenalb aus der Geschichte des Klosters oder seiner Äbte: außer der im Titel genannten noch: Eberhard im Bart beichtet, Der Ebersteiner, Bischof Georg (von

Speyer), Abt Brenneisen (aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs). Der Verfasser sucht auch auf solche Weise die Vergangenheit des ihm lieb gewordenen Ortes lebendig zu machen. Es ist verwunderlich, wie wenig diesen Weg, für die Geschichte unseres Landes Jugend und Alter zu erwärmen und dichterische Kraft an bedeutenden Stoffen zu bewähren, die Verfasser von Romanen und Novellen seit fast hundert Jahren beschritten haben, wohl aus einer falschen ästhetischen Einstellung heraus, wie sie ja auch in der bildenden Kunst schädlich zutage trat, und solches in einem Lande, aus dem wir so ausgezeichnete Werke wie den „Lichtenstein" von Hauff und „Schillers Heimatjahre" sowie den „Sonnenwirt" von Hermann Kurz besitzen.

Friedrich Lutz †.

Am 26. April 1936 ist Friedrich Lutz infolge eines schweren Herzleidens hingeschieden. Geboren am 21. Januar 1867 zu Altensteig als Sohn eines Rotgerbers studierte er in Tübingen evangelische Theologie; hier hat er sich mit Viktor Ernst befreundet. Er wurde nacheinander Stadtvikar in Freudenstadt, zweiter Stadtpfarrer in Liebenzell, Pfarrer in Loffenau bei Herrenalb, in Musberg auf den Fildern und in Obereisisheim bei Heilbronn; 1927 trat er 60jährig in den Ruhestand, den er zu Hirsau verbrachte. Aus Anlaß seines 65. Geburtstags ernannte ihn seine alte Gemeinde Obereisisheim zu ihrem Ehrenbürger. Friedrich Lutz war ein gütiger, selbstloser Mann von großer Berufstreue. Ihm eignete ein ausgesprochen geschichtlicher Sinn; an allen Orten seines Berufs beschäftigte er sich mit Heimatgeschichte und gab die Früchte seiner Arbeiten gern in die Heimatblätter. In der Beschreibung des Oberamts Leonberg von 1930 S. 426—432 veröffentlichte er einen Abschnitt über die altwürttembergischen Maße innerhalb des Bezirks, in den Württ. Vjsh. f. Landesgeschichte Bd. 39, 1933, S. 25—72, eine überaus scharfsinnige, auf umfassende Kenntnis aller Quellen aufgebaute, erstaunlich reife Abhandlung über die erste Klostergründung in Hirsau. Er hat noch eine ziemliche Anzahl anderer geschichtlicher Arbeiten begonnen, von denen vielleicht noch die eine oder andere zum Druck gebracht werden kann. (Siehe auch Hans Rommel: Freudenstädter Heimatblätter, 2. Folge, Juni 1936.)